

(Nachdruck verboten.)

Der Kaffl vom Hollerbräu.

15] Roman von R. von Seydlitz.

Kastl war sehr glücklich, aber er wußte nicht recht, wie er einen Wunsch formulieren sollte. Einförmig war freilich sein Leben, und bis zu seinem großen Ziel ein Brauer zu sein, der München beherrscht wie die Sedlmayr, wie der Pöschorn und andre, — da war's noch schrecklich weit. Endlich sagte er verlegen:

„I wünsch mir halt immer no, was i Cahna scho daz'mal g'sagt hab. Was rechts lernen!“

„Natürl. Weiß scho.“ Und Ebelein griff's anders an. — „Schau, auf dem Weg wo Du bist, wächst das beste Lernkraut. Arbeit und immer wieder Arbeit, gar manches Jahr lang! Das ist das Rezept, wie man's zu was bringt.“

„Ja wohl.“ murmelte Kastl bereitwillig.

„Aber was andres ist, ob Dir nicht ein Wechsel in der Arbeit gut thäte.“ — Und er stand still, blies den Rest der Cigarre aus der Holzspitze, und fuhr fort, sich rückwärts auf den Stuhl lehnd: „Weißt, ich halt Dich für g'scheidt genug, daß D' auch die feinere Arbeit lernst. Im Sieden weißt schon a wenig Bescheid. — zum Bierfieder kömmt's also auf dem Weg allenfalls amal bringen. Aber — zu allem weiteren g'hört sich a bissel mehr Kenntniss. — Weißt, was eigentlich die Seel' und 's Herz vom Brauen is? — 's Mälzen, mei Lieber. 's Mälzen! — Und dadero hast noch kein'n Dunst. Wie wär's, wenn mer di 'mal auf a Jahrl oder zwei in d' Mälzerei nausthäten?“

Kastl erschrak! Nicht daß ihn das Mälzen mehr abgesehrt hätte als das Sieden oder irgend eine andre Arbeit; und er glaubte es ja, was der Alte von der Bedeutung der Mälzerei sagte. Aber ein, zwei Jahre in der öden Mälzwirtschaft fern von der Stadt, von dem liebgeordneten alten Bräuhaus, von seinen Bekannten — Herrgott und 's Agathl!! — Nein! Unmöglich. . . Das ging nicht. „Ret um a Noß!“ rief's in ihm. . .

Ebelein sagte freundlich: „Ueberleg Dir's. I man's gut mit Dir, mei Lieber. Kannst mir oder dem Bräuemeister in a paar Tag'n a Wörtl' sag'n, wenn D's Dir beschlaf'n hast. — Und jetzt sag mir amal, was Du vom Luz haltst, den I' zum Gumpauf g'macht hab'n, ohne daß I' mi g'fragt hab'n.“

Das war nun wieder eine lästige Sache für den Kastl, denn von Luz war nicht viel Gutes zu sagen, und schlecht von ihm reden mochte er auch nicht. Er redete also drum herum, und Ebelein begriff endlich die Verlegenheit: gern sprang er auf anderes über, und Kastl brachte die Sache mit dem Ankauf neuer Hefe aufs Tapet.

Aber da lächelte Ebelein freundlich und meinte: „Mei Lieber, davon verstehst noch net gnug! — Aber mit dem Gärührer muß ich doch reden.“ brummte er hinzu. Dann vertiefte er sich mit ihm in Einzelheiten der Siederei, fragte ihn, wie er sich mit dem neuen geschliffnen Boden des Seibottichs befreundet habe, ob der „Unterteig“ gut zusammenbliebe. — Kurz allerlei, wie man unter Kollegen und Freunden über gemeinsame Interessen behaglich plaudert.

Dabei war der freundliche Alte mit Kastl bis an den Gasteig gegangen und entließ ihn dort, indem er sich einen Wagen heranwinkte.

An derselben Stelle war's, an der Kastl damals von der Bisi Abschied genommen; und über dieselbe Brücke ging er diesmal mit starken Schritten der Stadt zu. Aber ein wie andrer Gesell war er seitdem geworden, und mit wie andren Gefühlen durchheulte er jetzt das Thal und die engen alten Gassen! Mächtig bewegte ihn Ebeleins gutgemeinter Vorschlag. Aber — das Agathl, halt! Das riß ihn zurück. Dabei fiel ihm der Herr von Haas ein; aber er hatte im ganzen und bei ruhiger Ueberlegung doch eine viel zu gute Meinung von seinem Schatz, als daß er ernstlich etwas befrachten mochte.

Zum erstenmal kam in ihm Ehrgeiz und Liebe in Konflikt, und er sann eifrig nach, einen Weg zu finden, auf dem beide befriedigt würden. Agathe konnte ja kündigen und in

einer Wirtschaft draußen nahe der Mälzerei Dienst nehmen! Wenn das ginge! Denn Ebeleins Vorschlag rund abzulehnen, das wagte er nicht, das konnte den Alten ärgern. . . Ja, es war hart. Er stürzte sich, daheim angekommen, sofort in die Arbeit, machte dadurch dem Bierfieder ein paar Stunden frei und sich Bewegung, die er aufs Bier und die Erlebnisse hin recht nötig brauchte.

Zwischen war's draußen am Nocherberg still geworden, die letzten Gäste waren hinauskomplimentiert, und das Zohlen und Schreien auf den umliegenden Straßen war verstummt. Die Hollerbräuergesellschaft war schon lange aufgebrochen, da Kastl nicht wiederkam, und Agathe war froh, auf der Straße zu sein, denn Haas wurde gar zu liebenswürdig, und sie hatte gar zu viel Salvator im Kopf; nur dunkel erinnerte sie sich, daß Kastl sich vielleicht gärgert hatte — aber über was? Das war ihr entschwinden.

Guter, freundlicher Geist des Salvators! Du glättetest alle Stirnen, bügelt alle Herzensfalten aus — oft kommt daraus mancherlei sonst ängstlich Verhehltes hervor und fliegt zu den Lippen hinaus — und verwirft alle kleinlichen Bedenken in der ängstlichsten Seele!

Lachend und singend trabten sie Arm in Arm den Berg hinab und waren wunderschnell unten und in der Stadt. Bald kamen sie über die lange Frauenhoferbrücke und strebten dem Gärtnerplatz zu, um im Café Paul einen Koffa zu schlürfen. Aber dazu kam's nicht, denn plötzlich entdeckte Agathe, daß Haas ihr die zwei kleinen Affen vorn auf den Hut gefest hatte und mit der Ursprünglichkeit der Empfindung, wie sie das Bier giebt, wurde sie suchstufenstüßig, riß sich von Haas los und schimpfte ihn mit allen Kraftworten, die sie in der Kindheit am Türhengraben gehört, laut herunter, — so daß sie Zuschauer bekam, und hierüber aufs neue erschreckt, sich eilig fortmachte, den Haas am Eingang zum Café in Unterhaltung mit einem Gendarm stehen lassend.

Sie rannte, so schnell sie konnte, in einem Trab zum Hollerbräu und machte sich schleunigst in ihrer Kammer ans Umkleiden, um in der Küche zu erscheinen. Denn da wartete ihrer vermutlich ein Donnerwetter von der Köchin oder dem Wirt; aber das mußte ausgehalten werden!

Wie sie herabkam, war's aber ganz anders. Denn der Wirt drückte heute ein Auge zu, und das Hauptereignis war nicht ihr langes Ausbleiben, sondern das der Beschließerin. Die kam und kam nicht. Agathl konnte sauber schreiben und wurde daher zur Vertreterin ernannt und aus Ausgabefenster gesetzt, wo sie sich fleißig ans Geschäft machte.

Um neun Uhr schickte der Wirt sie wieder hinauf, nachzusehen, wo die „geschlampete Person“, die Beschließerin, stehe. Agathe kam nach einer Minute mit der Nachricht herein, das arme Ding habe einen Mordsrausch und liege im Bett. Damit beruhigte der Wirt sich anscheinend, und der Abend ging ruhig vorüber.

Aber Agathe hatte gelogen. Denn die Beschließerin war noch fort, und Agathe redete heimlich im Hof mit dem, der nachts Pförtner- und Feuerwächterstelle im Brauanwesen vertrat; — sie gab ihm gute Worte, daß er die Ausreißerin, wenn sie käme, still einließe, und daß sie Agathes Notlüge erführe. Es war ein ganz schlauer Plan, denn die Ausreißerin riß heute nicht das erstmal aus, — sie hatte es mit einem Lieutenant, — und es war zu vermuten, daß sie der bereitwilligen Helferin Agathe den guten Dienst gern vergelten würde. — Aber es kam anders, denn die „geschlampete Person“ blieb bis früh um fünf aus, und der Wirt merkte etwas.

„Agathl!“ rief er des Morgens, im Hof stehend. Sie kam. — „Warum hast mi gestern ang'logen mit der Rosa ihr'm Rausch? Hast selber ein'n g'habt, oder is 's Bosheit? Meinst eppa, i duld's, daß I'hr alle mit'amm' geg'n mi halt's, — oder wie — oder was?“

Agathl war sehr betreten. Aber dann sagte sie sich und entwickelte in längerer Rede ihre Beweggründe.

„Wissens, Herr Asam, — d' Rosa is net wert, daß i weg'n ihr lüg. Aber a jeds denkt amal an sich. Und d' Noa hat uns gar a so grausam in der G'walt, mit Effen und Arbet und all'm, daß mer sich halt fürcht' und ihr was z'lieb thut. — I hab net denkt, daß I' ganz ausbleibt; — i — i hab g'moant, daß d' G'schicht aso leicht vergeh'n konnt,

ohne daß neama'd nig dervon g'wahr wird. — Und da — da — han i halt —

„Dein Brotherrn a'glog'n; so jeh weiß i's. — Na, — will mers überleg'n, was i thu.“ — Damit ließ er sie stehen. Sie stand noch keinen ganzen Augenblick, da kam der Kaffl in großen Sägen über den Hof.

„Sab alls g'hört, Schächerl; — mach der nig draus. Künd' auf, laß der nig g'fall'n. — Paß auf, i sag der was: i komm in b' Mälzerei, wann i will, der Alte hat's mer gestern anboten. — Sei nur stad, beschrid' net. Du künd'st auf, und na' schau'n mer, daß D' a Stell kriegst net weit von der Mälzerei.“

Agathl war erschrocken, aber zufrieden zugleich, und besonders, daß der Kaffl darauf sofort wieder ins Sudhaus zurückließ, anstatt sie über den Haas auszuforschen.

Am Abend geschah dann etwas Seltsames. Der Wirt berief Agathe in Gegenwart seiner Frau zu sich und eröffnete ihr seine Entschliessungen.

„D' Rosa hab i fortg'jagt, daß D' 's weißt. — Jeh frag i Dich; mei Frau nimmt auf a Weil der Rosa ihre Stell, zur Aushilf, bis mer jemand passenden gesund'n ham; — oder magst derweil amal versuchen, ob 's Du 's zammbringst? Dees bissel aufschreib'n und dees, — Du kennst ja d' Arbeit, wo die Rosa g'macht hat, und was dazu g'hört. I moan all'weil, Du kannst 's a.“ —

Das betäubte das arme Mädcl dermaßen, daß sie strahlend vor Freude sofort zusagte. Herrgott, das Glück! Beschließerin! Und der Lohn! Und die bequeme schöne Arbeit! — Ja, wer da nicht zugriffe!

Und die Köchin gratulierte ihr ganz neidlos; besonders, weil sie das Agathl recht zu beherrschen hoffte, anstatt wie bisher eine Tyrannin über sich zu haben. Und die Küchenmägde und die Spülmagd schlugen die Hände über den Köpfen zusammen.

Und 's Agathl war so überglücklich, daß man's nicht beschreiben kann! Die Armut überwunden, der Grund gelegt zum höchsten Ideal, das sie kannte, — selbst einmal Wirtin zu sein! Kaum konnte sie den Abend erwarten, um's dem Kaffl zu erzählen; denn der mußte jetzt auch hier bleiben, das verstand sich von selbst! — —

(Fortsetzung folgt.)

Der Tag.

(Deutsches Theater.)

Das „Deutsche Theater“ ist immer noch unsre beste Bühne. Litterarisch wird ihr vom „Berliner Theater“ eine ideale Konkurrenz gemacht, die durchaus erfreulich ist. Erfreulich, weil zwei gute Bühnen besser sind als eine, und weil durch die Konkurrenz dafür gesorgt wird, daß man im „Deutschen Theater“ nicht auf seinen Lorbeeren einschläft. Brahms besitzt fast eine Art Monopol und das ist immer gefährlich. Er verfügt aber über ein modernes Ensemble, mit dem kein andres wetteifern kann und hat zudem so oft den Sieg an seine Fahnen geknüpft, daß man es den dramatischen Autoren nicht verdenken kann, wenn sie seine Bühne allen andern vorziehen. Gerade diese Vorzüge aber können dem Theater Verderben bringen. Das Geschäft geht so gut, daß sich gelegentlich eine gewisse Sorglosigkeit bemerkbar macht. Brahms würde aber — auch als Geschäftsmann — sich sehr verrechnen, wenn er glauben sollte, in litterarischer Beziehung nimmehr fünf gerade sein lassen zu können. Wenn er Geschäfte macht, verdankt er es seinen litterarischen Erfolgen und das Geschäft wird abwärts gehen, wenn die litterarischen Erfolge schwinden. Nun sind die litterarischen Erfolge noch keineswegs geschwunden. Die Aufführung der „Macht der Finsternis“ war ein Verdienst. „Michael Kramer“ war jedenfalls von litterarischem Interesse, wenn auch kein litterarischer Erfolg daraus wurde, und der jugkräftige „Rosenmontag“ hat unter allen Umständen im Einzelnen eine Reihe von Vorzügen, die ihn über den litterarischen Durchschnitt hinausheben. Nichtsdestoweniger ist die litterarische Führung dem Deutschen Theater bereits entglitten. Daß es sich von den Maeterlinck-Experimenten fernhielt, finden wir begreiflich. Wir verstehen unter „Führung“ keineswegs, daß man immer mit der allerneuesten Mode paradiert. Dagegen ist es für eine führende Bühne allerdings bedenklich, wenn man die größten künstlerischen Ereignisse des Winters in andren Theatern suchen muß. Die „Dreiste“ wurde von den Studenten aufgeführt und zwar mit Schauspielern des „Deutschen Theaters“ in den entscheidenden Partien. Den zweiten Teil von „Weber unsre Kraft“ sah man in der „Freien Volkshöhne“ und wird ihn nächstens im „Berliner Theater“ sehen. Eine echte Dichtearbeit wie „Ephraims Dreite“ ließ Brahms sich vom „Schiller-Theater“ wegnehmen, obwohl das Stück gerade in dem naturalistischen Stil geschrieben ist, dem er

seine größten Erfolge verdankt. Das ist für einen Wirt mehr wie genug. Müht das „Deutsche Theater“ seinen litterarischen Ruf ein, wird es sehr schnell den Glanz verlieren, in dem es sich jetzt noch sonnt. Ein gutes Ensemble von darstellenden Künstlern ist eine sehr schöne Sache, aber von den Schauspielern allein kann auf die Dauer keine Bühne leben.

Neuerdings scheint dem Theater nun auch noch von anderer Seite Gefahr zu drohen. Es verdankt seine stärksten Erfolge dem dramatischen Naturalismus und es ist daher begreiflich, daß diese Richtung sich seiner besondern Gunst erfreut. Wird die Vorliebe indessen zum Princip, tritt sofort die Stagnation ein. Wenn es nicht Abneigung gegen den Stil ist, begreift man nur schwer, daß eine Dichtung wie Björnsons „Paul Lange und Thora Parsberg“ so hartnäckig vom „Deutschen Theater“ übersehen werden kann, obwohl sie in der Neuen Freien Volkshöhne trotz unzulänglicher Darstellung bereits einen vollen Theaterieg davon getragen hat. Baret Brahms darauf, daß Lindau ihm die Arbeit vorspielt? Lindau kann es, da er in der Frauendoeser eine vorzügliche Darstellerin der weiblichen Hauptrolle besitzt. Die Vorliebe für den Naturalismus ist eine sehr gefährliche Sache und zwar — wie die letzte Premiere bewiesen hat — gefährlich nicht nur durch die Stille, die ausgeschlossen werden, sondern gefährlich auch durch das, was unter Umständen angenommen wird. Es ist, um es noch einmal zu sagen, nichts dagegen einzuwenden, daß Brahms die jungen Talente fördert, die im naturalistischen Stil schaffen. Sofern es nur Talente sind! Ist Stefan Vacano, dessen „Tag“ am Sonnabend aufgeführt wurde, ein Talent? Das sicherste Zeichen des Talents — Selbständigkeit nämlich — fehlt seiner Arbeit vollkommen. Trotzdem hat wenigstens der zweite Akt auf mich gewirkt, nur daß man daraus keinen Rückschluß auf das Talent des Autors thun darf.

In dem Guten, was er bringt, ist er nämlich so völlig von seinen Vorbildern abhängig, daß seine Arbeit wie eine Kopie wirkt. Selbst aber wenn hinter dem Ganzen Talent liegen sollte, hätte die vorliegende Schülerarbeit unter allen Umständen zurückgewiesen werden müssen. Wer noch so ganz und gar abhängig ist, gehört nicht auf die Bühne, am allerwenigsten auf die Bühne, die seine Vorbilder spielt und somit auf Schritt und Tritt die Erinnerung weckt. Wie leicht diese Erinnerungen kommen, wird eine einfache Inhaltsangabe am besten beweisen.

Weber dem Personenverzeichnis steht etwas anprachsvoll „Gestalten“ — der junge Herr Vacano kann selbst in solchen Nebenrollen das Kopieren nicht lassen. In dem Stück selbst handelt es sich um einen Bauernaufstand des Jahres 1831. Der ungrische Edelmann Elemér steht im Mittelpunkt. Er ist insofern ein Anhänger der „guten, alten Zeit“, als er seine Bauern wie das liebe Vieh behandelt und damit völlig in seinem Recht zu sein glaubt. Er läßt sie prügeln, wenn die Laune es ihm gerade eingiebt und vor den jungen Mittern im Dorf verlangt er, daß sie seine Bindhunde säugen. Einem Heubuden, der auf seinem Posten eingeschlafen war, hat er mit seinen Sporen ein Auge ausgetreten und hat ihm dann später noch die Braut entehrt; daß er wegen dieser Meriten von den Bauern rechtchaffen gehaßt wird, versteht sich am Ende. Er selbst nun macht sich nichts aus diesem Haß, wohl aber sein ältester Sohn Béla. Dieser Béla ist in Paris gewesen und hat dort die „neue Zeit“ kennen gelernt. Sehr tief scheint er sie leider nicht begriffen zu haben. Wenigstens ist das, was er darüber vorträgt, von recht zweifelhaftem Wert und mindestens ebenso zweifelhaft ist die Art, wie er die „neue Zeit“ unter den Bauern seines Vaters propagiert. Die Gegend ist von der Cholera bedroht. Der alte Junker hält die Cholera für eine Bauernkrankheit und sein menschenfreundliches Herz weigert sich daher, irgend welche Schutzmaßregeln zu treffen. Die Bauern sollen ruhig krepieren — sie vermehren sich schon wieder. Erst als er hört, daß auch Edelleute an der Cholera sterben können, giebt er seinem Sohn freie Hand. Nun sind aber die Bauern gewohnt, daß ihnen von der Herrschaft nur Schlimmes kommt und so halten sie die Vorkehrungen, die zu ihrem Schutz getroffen werden, für irgend eine verkappte Heuchelei. Sie glauben, daß man darauf ausgeht, sie zu vergiften und fangen an zu rebellieren. Ein junger Dorfriecher, der dem Moritz Jäger in den „Webern“ nachgebildet ist, schürt das Feuer. Nur ein alter frommer Bauer, der in den „Webern“ Hülse heißt, erhebt seine mahnende Stimme. Natürlich vergebens! Es kommt zum Sturm aufs Kastell, wobei gerade der junge Edelmann, also der Unschuldige, erschlagen wird. Man erinnert sich, daß auch Hauptmann den alten Hülse, also ebenfalls den Unschuldigen, von den feindlichen Kugeln fallen läßt. Und wie die „Weber“ unterliegen, so unterliegen auch die Bauern des jungen Vacano. Nur daß die Niederlage der Weber uns tragisch erschütterte, während die Niederlage der Bauern wie ein grotesker Spaß wirkt. Die Niederlage wird nämlich herbeigeführt, indem sie alle mit einander in den Wein Keller laufen und dort in aller Gemüthlichkeit gesaugen genommen werden. Es ist sehr wohl möglich, daß ein solcher Schluß wirken kann, nur muß dann hinter dem Schluß ein Künstler stehen, nicht aber ein junger Mensch, der mit der ganzen Unsicherheit des Schülers kopiert. Die Darstellung war besser, als das Stück verdiente. Auf einzelne Leistungen möchten wir nicht eingehen, da man nicht gut verlangen kann, daß eine so unselbständige Arbeit die Schauspieler sonderlich entflammen sollte. —

Erich Schläpfer.

Kleines Feuilleton.

— Die Wöcklin und Gottfried Keller sich kennen lernten. Der „Frankf. Jtg.“ wird aus der Schweiz geschrieben: In seiner Ansprache, die er bei der Wöcklin-Feier im Oktober 1897 an die Genossen der neuen „Jungtrottingen“ richtete, schilderte Albert Kleiner (Zürich) die erste Begegnung des Künstlers mit Gottfried Keller folgendermaßen: „Es war an einem Sommerabend des Jahres 1885. Im großen Saale des Kunsthauses zur „Meise“ in Zürich saß ein kleiner Kreis am runden Stammtische um Gottfried Keller. Die Gesellschaft war sehr klein, dem Meister Gottfried war, wie man weiß, ein gar grimmiger Diktator, der nur um sich herum duldete, was ihm vollkommen in den Kram paßte. Viele seiner besten Freunde aus der älteren Zeit hatten längst aufgehört, seine Nähe aufzusuchen, weil er einmal in einer bösen Stunde die Fortdauer eines erfreulichen Verkehrs unmöglich gemacht hatte, und wehe dem Unberufenen, der einmal in diesen Circle trat. Bly und Domer entluden sich dann über dem Haupte des Ahnungslosen. So kam es, daß die wenigen, die in dieser Tafelrunde das Vorrecht eines Freibriefs genossen — oft war es auch nur eine Schonzeit — jeweilen zitterten, wenn ein Unglücklicher die geweihte Schranke zu überschreiten sich unterfang, und sie suchten an dem zukunftsweisen Mienspiel des Unnahbaren abzulesen, ob wohl heute der Eindringling rascher an die Luft gesetzt werde oder ausnahmsweise glimpflicher wegläme, denn gewöhnlich ging dem Ungewitter ein allerdings nur den Eingeweihten sichtbares Wetterleuchten auf dem Gesicht Meister Gottfrieds voraus. An diesem Abend, von dem die Rede ist, war die Laune keine sehr roßige. Wortlary saß der alte Herr da, sein Abendessen verzehrend, und das Kollegium schwieg, weil alle wußten, daß man ihn bei dieser wichtigen Arbeit nicht stören durfte. Da öffnete sich die Thür; ein fremder Herr trat ein, fragte nach Gottfried Keller und ward von einem dienstbaren Geiste auf den kleinen runden Tisch gewiesen. Eine hohe schlanke Gestalt von strammer militärischer Haltung, kurz geschorenem, leicht ergrautem Haupthaar und grauem Schnurrbart, so kam der Fremde mit festem Schritt an den Tisch herangetreten, postierte sich neben dem Alt-Staatschreiber lerkengrade und frag:

„Habe ich die Ehre, den Herrn Gottfried Keller zu sprechen? Mein Name ist Wöcklin!“ (wohlverstanden im Basler Dialekt „Weggli“ gesprochen).

Meister Gottfried ließ sich in seinem Geschäft nicht stören und schien den Frager kaum zu beachten. Der fremde Herr wiederholte seine Worte etwas hörbarer:

„Mein Name ist Wöcklin. Sind Sie vielleicht Gottfried Keller?“ Keller brummte nur ein keineswegs sehr einladendes „So!“ in den Bart und ließ, nur um so eifriger sich in seine Mahlzeit vertiefend, den ungerufenen Gast ruhig stehen. Es folgte eine lange, unheimliche Pause. „Die Stille vor dem Gewitter“, dachten die Umstehenden.

„Mein Name ist Wöcklin“, tönte es nun noch vernehmlicher, und dabei stellte sich der neue Herr mit einer kurzen Verbeugung noch näher an den Angeredeten, der nicht hören zu wollen schien. Nun legte Gottfried Keller Messer und Gabel auf den Teller, schaute auf, maß die hochgewachsene Figur vor ihm mit einem langen prüfenden Blicke von oben bis unten und sagte brummend und knurrend — jetzt war der kritische Moment gekommen — in gleichgültigem Tone: „So, so, Wöcklin? Wöcklin heißen sie?“ Plötzlich flog es wie ein heller Sonnenstrahl über das eben noch wetterleuchtende Gesicht: „Ja, dann sind Sie vielleicht der Maler Wöcklin?“

„Jawohl. Ich male auch!“, lantete die bescheidene Antwort. Nun sprang Meister Gottfried mit einer für seine Körperverhältnisse erstaunlichen Behendigkeit vom Stuhle auf und rief: „Bohustig, Sie sind der Maler Wöcklin. Dann bin ich ja ein Verehrer von Ihnen.“

Die beiden Männer schüttelten sich kräftig die Hand und schauten sich, soweit es bei dem ungleichen Körpermaß möglich war, in die Augen. Wöcklin, an stramme Haltung gewöhnt und hochaufgerichtet, der klein gewachsene Dichter zu ihm freudestrahlenden Gesichtes aufschauend. Die Begrüßung war von einer für Kellers wenig ostentative worttarge Natur außerordentlichen Herzlichkeit. Schnell schleppte er selber einen Stuhl für den Gast herbei, rief nach der Wirtin und ließ eine Flasche vom Beseren aufstischen. Dann holte er das geliebte Rauchkraut aus der Tasche, bot dem Maler eine Cigarre an, und seine Achtung vor dem Künstler schien sich zu steigern, als er bemerkte, daß dieser ein ordentliches Kraut ebensowenig verschmähte, als er sich einem guten Tropfen abhold zeigte. Seit jener Stunde waren die beiden Männer unzertrennliche Freunde. Keller schätzte in Wöcklin den großen Poeten, dessen überwältigende Erfindungskraft es ihm angethan hatte; und Wöcklin, der von einer staunenswerten Belesenheit war, hatte längst die Schriften Kellers zu seiner Lieblingslektüre gemacht und wußte in den „Selbwhler-Geschichten“, im „Grünen Heinrich“ und in den „Züricher Novellen“ so gut Bescheid, daß er darin ein Examen hätte ablegen können.

Zu Wöcklins 60. Geburtstag schrieb Keller das folgende Gedicht:

Seit Du bei uns eingezogen
Und Dein leichtes Haus gebaut,
Schauen wir der Fris Vogel
Wenn der hellste Himmel blaut.

Seh'n die Fülle der Gesichte
Dich im Reigentanz umzieh'n,
Seh'n, wie Knospen, Blüten, Früchte
Rastlos Deiner Hand entzieh'n.

Heute rauscht ein lautes Wehen,
Lausche nicht zu lang, o Mann!
Um Entstehen und Vergehen
Fange nicht zu zählen an!

Wie Dir täglich hat gegohren
In der Seele neuer Wein,
Also sollst Du neugeboren
Selber jeden Morgen sein!

Und erst spät mag es geschehen,
Daß es fern herüberhält:
„Seht, auf jenen grünen Höhen
Hat der Meister einst gemalt!“

Starlen Herzens, füllten Wides
Zeilt' er Licht und Schatten aus —
Meister jeglichen Geschickes
Schloß gelassen er das Haus! —

Musik.

Wunte Musik. Was jemals von Menschen an Unterordnung und dienender Hingebung geleistet worden ist, wird schwerlich so viel und so Großes sein wie das, was die Tonkunst darin leisten kann und seit jeher geleistet hat. Sie begleitet das meiste Wirken des Menschen in den redenden Künsten und in seinem kunstlosen Leben; sie hat mit ihren verhältnismäßig wenigen Elementen die verschiedensten Geschnadsregungen der Menschheit durchgemacht, sie begleitet, verschönert, deutend — bald gedrückt, gepreßt und ausgepreßt, bald wieder als scheinbare Siegerin verhinmelt, ihr Innerstes dahingebend oder es auch, wie jeweils andre wollten, verleugnend; sie hat dem griechischen Drama und der katholischen Erden- und Himmelspracht, der italienischen Bühnenspielerlei und dem deutschen Bühnenernst gedient, bald dürftig und in fremden Gedanken sinuend, bald reich und im Eigenen schwelgend; und wir wenige haben sie so vornehm behandelt, wie eben der Vornehme seine Dienstreute behandelt. Nun dient sie auch dem „Heberbrett“, sie lächelt und giebt sich, wozu man sie haben will. Des Wunten Theaters allgemeine und dichterische Bedeutung ist uns bereits erläutert worden. Was der Musikfreund noch von sich aus dazu nachholen kann, ist wenig — nicht viel mehr, als was er auch gestern und morgen über so manche dienende und auch selbständige Kunst zu sagen hat. Den Mut, den alten metrisch gebundenen Schritt mit dem Uebermut des Reformators oder auch des tollen Kaspers zu verwandeln in ein freieres Schweben und Springen und Fliegen, wäre am ehesten von den Komponisten des Heberbretts zu erwarten gewesen. Aber weder Oskar Strauß noch James Rothstein noch dieser oder jener hat im wesentlichen das gewollt. Schön tastest wie ein Oratorium von Rughardt schreiben auch diese Kompositionen dahin, nur in „dramatischen Momenten“ unterbrochen von dem üblichen Dienst des Zagens oder Stürmens auf dem Klavier, wie bei der Todespointe vom „Laufnäbel“. E. v. Wolzogen selber hat wenigstens mit seinen paradoxen Intervallfolgen zu einem Allencronschers Gedicht in noch unbemühten Tiefen des Wankelgesanges gegriffen; und Oskar Strauß, im ganzen unoriginell wie Rothstein, aber liedertafelartiger als dieser, hat doch mit seiner Musik zu Bierbaums Langduett etwas Köstliches geboten — eine ungeahnte, trefflich geratene Parodie auf das phyliströs Anspruchlose in Durasschnitt seiner eignen tonkünstlerischen Leistungen. Daß er aber in Einem Großes gab, das dankt er der unermeßlichen Dienstsichtigkeit der tönenden Kunst und der Geschicklichkeit im dramatischen Wirken, mit der J. Schanzers Pantomime „Pierrots Tücke, Traum und Tod“ diese Dienstsichtigkeit in Anspruch nimmt. Auf der Bühne begleitet der Komponist am Flügel, während zunächst Colombine und Pierrot sich unterhalten. Dieser spielt komponierend an seinem Tafellavier — man hört ihn durch das Spiel eines zweiten Flügels hinter der Bühne. So kommt die alte Form des Spielens auf zwei Klavieren, wenngleich hier immer abwechselnd, zu neuer Geltung. Pierrot will die mit Harlekin untreue Colombine durch tödlichen Schein eines Sich-Erhängens strafen; doch der Spatz wird bitter und schließlich hat Pierrot zwei Tote vor sich. In seinem Schmerz wählt er in den Taten; da erscheinen ihm visionär die zwei, als wären sie ein lebendes Paar. Als sein Schauen wieder natürlich geworden ist, steht er abermals vor den Toten; da hört er in einer zweiten Hallucination sich selber spielen, und mit diesem Schauer gesellt er sich dem toten Paar. Es war keine gute künstlerische Wirkung, kein Effekt, als von der zweiten Quelle her der wirbelnde Walzer von Pierrots Lust den Schmerz des Armen endete; und diese Tanzmetrik war nun einmal ganz an ihrem Platz und ist auch wohl dem scheidenden Hörer tief im Gehör geblieben, als eine Weisung, was noch alles — bisher unangeschöpft auch vom „gehobenen Variété“ — die Musik für künftige Dienstsichtigen bereit hält. —

Völkerrunde.

— Mit der Erforschung der Siljalen hat sich in neuerer Zeit L. J. Sternberg befaßt, und er hielt auf Grund von den Ma-

terialien, die er selbst in der Heimat dieses Volkstammes gesammelt hat, am 1. (14.) Dezember 1900 in der „Russischen Geographischen Gesellschaft“ in St. Petersburg seinen ersten Vortrag über den Gegenstand. Die Giljaken bewohnen den nördlichen Teil der Insel Sachalin und die diesem gegenüber liegende Küste Sibiriens; hier sind sie auf einem großen Raume verstreut, aber ihre Zahl beträgt da nicht mehr als 4500 Seelen. Sie sind ohne Zweifel das interessanteste Volk Ostasiens. Von andren Völkern wie von einem Ring eng umfaßt, leben sie vollständig isoliert. Ihre Sprache hat weder etwas gemein mit der Sprache der Aino, der Tungusen und andrer Nachbarvölker, noch sogar mit den Sprachen aller andren größeren und kleineren Völker Asiens. Die Erforschung der Sprache der Giljaken giebt uns ein gewisses Recht, bei der Frage nach dem Ursprung derselben die Hypothese von der Verwandtschaft der Giljaken mit den Urvohnern Nordamerikas in Betracht zu ziehen. Sachalin ist nicht die ursprüngliche Heimat der Giljaken; als solche sind arktische Länder anzusehen, was sich nach ihren jetzigen Lebensverhältnissen und ihrer Sprache, wie auch nach einigen ihrer von Generation zu Generation vererbten Ueberlieferungen annehmen läßt. Gegenwärtig hat die Sprache der Giljaken zwei Haupt- und drei bis vier Unterdialekte. Der Organismus der giljakischen Familie ist ebenso eigenartig wie die Sprache und unterscheidet sich scharf von der Familienordnung der Aino, der Tungusen u. a. Die Ehe der Giljaken scheint auf den ersten Blick individuell zu sein, thätlich ist sie aber gruppenhaft. In einer gewissen Gruppe, deren Zusammensetzung durch Geschlechtsbände bestimmt wird, gelten die Frauen, auch wenn sie einen bestimmten Mann gewählt haben, doch für gemeinsam. Einer solchen geschlechtlichen Gemeinschaft entspricht auch eine besondere verwandtschaftliche Nomenklatur. Alle weiblichen Personen eines gegebenen Geschlechts gehen pflichtgemäß an ein andres bestimmtes, aber immer dasselbe Geschlecht über, und an ihre Stelle treten die weiblichen Personen des letzteren. Die giljakische Ehe kann als Schlüssel zur Lösung einiger dunkeln Fragen der Urche dienen — des Drautraubes, sowie der Töhung der Mädchen. —

(„Globus“.)

Gesundheitspflege.

10. Alptrüden und nächtliche Angst. Manche Mütter ist schon von ersten Sorgen geplagt worden, weil ihr Kind unter eigentümlichen nächtlichen Angstzuständen zu leiden halte, die auch in der That volle Aufmerksamkeit und bestimmte Behandlung erfordern. Die Aerzte haben die nächtliche Entlebung der Kinderfurcht verschieden erklärt. Zunächst hielt man sie für eng verwandt mit dem bekannten Alptrüden und für die Ursachen beider schlechte Nahrung, zu reichliches Abendessen, Eingeweidelwürmer und bei Kindern schwieriges Zahnen. Trotzdem diese Gründe zum Teil berechtigt sind, hat man doch später die nächtlichen Angstzustände mehr als einen Fehler des Nervensystems kennen gelernt, und neuerdings sind die von bedeutenden Aerzten geradezu unter die sogenannten Neurosen begriffen, zu denen besonders Hysterie und Neurasthenie gehören. Die nächtliche Angst ist oft ein Anzeichen für eine krankhafte Nervenanlage bei Kindern, und es ist auch darauf hingewiesen worden, daß solche Kinder blutarm sind sowie zu gewissen Nervenleiden neigen, und daß sie gewöhnlich aus Familien stammen, in denen nervöse Erkrankungen häufig vorgekommen sind. Was den Verlauf eines solchen Zustands betrifft, so ist er mit Hallucinationen meistens des Gesichtssinns verbunden. Das Kind sieht allenthalben geisterhafte Gestalten, und ängstigt sich bei schweren Anfällen derart, daß es laut ausschreit, auch seine wirtliche Umgebung und sogar seine Eltern während des Anfalls nicht erkennt. Später verfällt es in Schlaf und hat beim Erwachen alle seine Angst und die Ursachen ihrer Erregung vergessen. Es zeigt sich auch kein Stumpfsinn nach einem solchen Anfall, wie er nach epileptischen Anfällen eintritt, auch nicht irgend ein Krampf oder Weihen auf die Zunge. Die nächtliche Kinderfurcht ist auch verschieden von Somnambulismus und von dem Alptrüden, das häufig auf Alkoholmißbrauch folgt. Die erregenden Ursachen können zunächst sehr wohl in der unvernünftigen Ernährung bestehen. Dr. Wehran hat in einer soeben veröffentlichten Arbeit u. a. nachgewiesen, daß in Frankreich die Kinder deshalb häufig unter nächtlichen Angstzuständen zu leiden haben, weil die Eltern die Gewohnheit haben, ihnen bei der Abendmahlzeit etwas von ihrem Wein abzugeben, den ein Kind gerade kurz vor dem Schlafengehen nicht verträgt. Als Ursachen der nächtlichen Furcht werden ferner angegeben: Bleivergiftung durch Spielzeug aus Zinn oder Zinn sowie durch Bleisoldaten, dann unvorsichtig gegebenes Belladonna und Aconit (Eisenhut), die gegen Keuchhusten verschrieben werden. Die Anfälle treten übrigens meistens in der dritten Stunde der Schlafenszeit ein. Eine besondere Neigung dazu scheinen die Kinder von Alkoholikern zu besitzen. Was die Behandlung betrifft, so ist eine gute Erziehung, die alle krankhaften Aufregungen und ungesunden Erzählungen von den Kindern fernhält, die Hauptsache. Im übrigen sollte die Abendmahlzeit für leicht erregbare Kinder stets sehr leicht sein und aus milden Speisen bestehen. Zur Beruhigung bei Anfällen kann allenfalls etwas Bromkalz gegeben werden. —

Geologisches.

— Die Schwingungen der Erde infolge des schlesisch-böhmischen Erdbebens vom Morgen des 10. Januar wurden im geophysikalischen Institute zu Göttingen, wie

der „Münch. Allg. Ztg.“ berichtet wird, von den automatisch registrierenden Instrumenten aufgezeichnet. Allerdings waren die Bewegungen des Erdbodens hier nur sehr klein, denn sie erreichten noch nicht $\frac{1}{200}$ Millimeter. Daß sie trotzdem sichtbar wurden, ist nur der hohen Empfindlichkeit der Apparate zu verdanken. Die Hauptschwingungen folgten aufeinander in Intervallen von nicht ganz einer Sekunde, also in einem Tempo, welches auch einigen Beobachtern in Göttingen auffiel. Interessant ist, daß, während dort die Bewegungen nur einige Sekunden hindurch gefühlt wurden, sie hier in Göttingen mehrere Minuten lang merklich waren, so daß über hundert Schwingungen in den Diagrammen gezählt werden können. Der Leiter der Erbebenwarte in Laibach, Professor Albin Delar, schreibt dem „N. W. Ztbl.“: „Das empfindlichste Instrument der hiesigen Erbebenwarte registrierte das Beben vom 10. Januar, welches in Nordböhmen ziemlich heftig auftrat, in Form eines sehr kleinen, aber deutlichen Vibes. Es ist dies ein so bemerkenswerter, als seit dem Bestande der Warte dies die erste seismische Bewegung ist, die jenseits der Alpenkette ihren Ursprung hatte und die stark genug war, um sich an dem Instrument einzugeichnen. Entsprechend den bisherigen Nachrichten aus dem Schüttergebiet wurde ein größerer Landstrich ziemlich heftig erschüttert, und was die Ausbreitung und Intensität des Bebens anbetrifft, scheint es eine Wiederholung des am 11. Dezember 1709 stattgefundenen Erdbebens zu sein, über welches sehr interessante und ausführliche Beschreibungen aus jener Zeit stammen. Die Anläufer des jüngsten Bebens machen sich am Kleinwellenmesser als Zitterbewegungen um 3 Uhr 35 Min. früh bemerkbar; die Hauptbewegung erscheint eine halbe Minute später und nach weiteren zwei Minuten erlischt die Bewegung am Instrument vollständig. Da die verschiedenen, bisher eingelaufenen Berichte durchweg stark differierende Zeitangaben für das Eintreten des Bebens anführen, so kann ohne größeren Fehler die richtige Zeit der Erschütterung nach den hiesigen instrumentellen Aufzeichnungen wie folgt gerechnet werden: Die Erdwellen benötigten rund zwei Minuten, um den Weg etwa von Trantenau nach Laibach zurückzulegen. Nachdem nun die Bewegung am Instrument um 3 Uhr 35 Minuten beginnt, so mußte das Erdbeben in Wähnen ungefähr um 3 Uhr 33 Minuten (mitteleuropäische Zeit) erfolgt sein. Die dortigen Erbebenbeobachter sind nun in der Lage, nach dieser Zeitmarke auszurechnen, um wieviele Minuten ihre Uhr zur Zeit des Erdbebens gegen die mitteleuropäische Zeit differiert hat. —

Humoristisches.

c. Chinesische Wixe. Ein Doktor, der einen Fall falsch behandelt hatte, wurde von der Familie festgenommen und gefesselt. In der Nacht gelang es ihm, sich zu befreien, und durch Schwimmen über einen Fluß entkam er. Als er nach Hause kam, fand er seinen Sohn, der gerade das Studium der Medicin begonnen hatte, und sagte zu ihm: „Beile Dich nicht zu sehr mit den Büchern, am wichtigsten ist es, wenn Du zuerst schwimmen lernst.“ — Der König des Fegefeuers sandte seine Listoren auf die Erde, damit sie einige tüchtige Aerzte zurückbringen sollten. Er sagte ihnen: „Ihr müßt nach einem Doktor suchen, an dessen Thür keine betäubten Geister körperloser Patienten stehen.“ Die Listoren gingen fort, aber am Hause jedes Doktors, den sie besuchten, klagerten Mengen flagernder Geister herum. Endlich fanden sie einen Arzt, an dessen Thür nur ein einziger Schatten stand. Da riefen sie aus: „Dies ist augenscheinlich der tüchtige Arzt, nach dem wir suchen.“ Als sie aber nachfragten, entdeckten sie, daß er erst am Tage vorher die Praxis begonnen hatte. — Einem Porträtmaler, der sehr wenig zu thun halte, wurde geraten, ein Bild von sich und seiner Frau zu malen und es als Neffame auf die Straße zu hängen. Er that so, und kurz darauf kam sein Schwiegervater daher. Letzterer betrachtete das Bild eine Zeit lang und fragte schließlich: „Wer ist jene Frau?“ „Das ist ja Deine Tochter.“ entgegnete der Künstler. „Warum,“ fragte der Vater weiter, „sitzt sie denn aber bei jenem Fremden?“ —

Notizen.

— Der „akademische Verein für Kunst und Literatur“ veranstaltet am Donnerstag im Theater des Westens nochmals eine Aufführung der „Dresler“. —

— Schönhan und Nadelburgs „Der Herr Senator“ gelangt Sonnabend im Schiller-Theater zur Aufführung. —

— Der Verein „Münchener Volksbühne“, ein der „Freien Volksbühne“ ähnliches Unternehmen hat sich nach einjährigem Bestande wegen Mangels an Teilnahme aufgelöst. —

— Zamaras Operette „Die Debutanten“ hatten bei der Aufführung im Gärtnerplatz-Theater in München einen starken Erfolg. —

— Die Berliner Nationalgalerie hat ein Werk des französischen Bildhauers Rodin „Der Kuß“ als Geschenk eines Kunstfreunds erhalten. —